Zeitschrift: Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg

Band: 13 (1986)

Artikel: Von der Universität auf die Landstrasse : das Vermächtnis des heimatlosen Dichters Hans Schröter (1906-1946) aus Wattwil

Autor: Schweizer, Edwin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-883664

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.01.2026

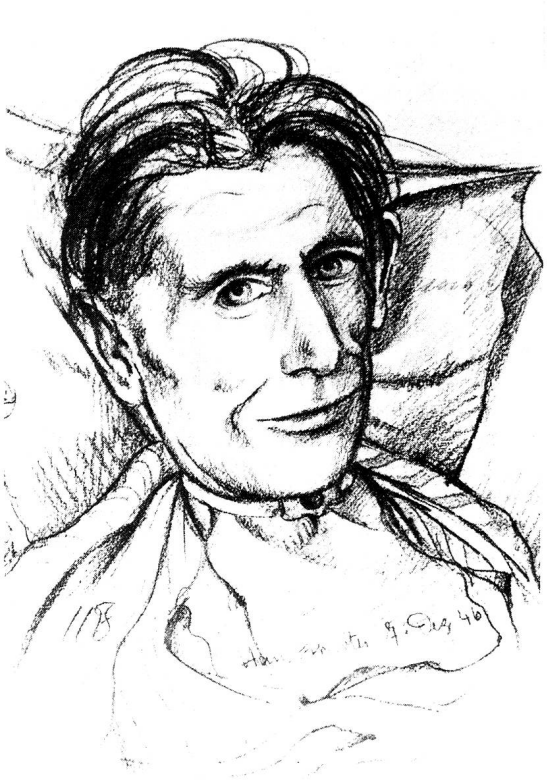
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von der Universität auf die Landstrasse

Das Vermächtnis des heimatlosen Dichters Hans Schröter (1906 – 1946) aus Wattwil

Edwin Schweizer, Zürich

Im Haus «auf der Steig»
Hier berühren sich Vergangenheit und Gegenwart. Der Fernseher auf dem Schreibtisch ist von heute. Frisch der Schnee auf dem Köbelisberg hinter dem Bahnhof. Die uralten Churfirsten im Süden sind im Dunst versteckt. Die Zimmerwände hängen voller Bilder und Fotos: Zeugen der Vergangenheit. Rechts die grosse Zeichnung von Willy Fries, mit der eigenhändigen Unterschrift: «Hans Schröter, 7. Dez. 46». – «Da, am runden Tisch hat Hans geschrieben», sagt Fräulein Claire, seine Schwester, «oder dort am Schreibtisch. Manchmal hat er auch am Fenster gesessen, das gegen Süden geht.»
Habe ich das Recht, mich hier in dieser Stube umzusehen? Da, wo der ruhelose und zeitlebens Wärme und Geborgenheit suchende Hans Schröter zuletzt gelebt hat. Der in der Not des Lebens zum Dichter geworden ist.



Zeichnung von Willy Fries (7. Dez. 1946).

Dorf, mein Dorf
In die alte, liebe Heimat
bin ich müd zurückgekehrt,
Mancher, der mir einstens Freund war,
hat mir schroff den Gruss verwehrt.
Vielen bin ich fremd geworden,
nur der alte Brunnen rauscht
noch sein Lied, dem ich als Bube
oft in wachem Traum gelauscht.
Knabentraum von Glück und Liebe,
rauh durch irre Schuld zerstört!
Denn die bunte, laute Fremde
hat mein heisses Herz betört.-
Aus dem Dorf bin ich geschritten
scheu, wie ich gekommen bin,
muss durch fremde, harte Strassen
ruhlos wandern weiterhin.
Jeden Abend schau ich ferne
der Churfirsten Siebenkranz
und dahinter liegst du friedlich
Dorf, mein Dorf, im Abendglanz!
Könnt ich doch in deinem Frieden
mir erbau'n ein kleines Glück:
Jugendheimat, Land der Väter,
kehrst du nimmer mir zurück?
(Pfingsten 1943)

Im Haus an der Krankenhausstrasse 9 in Wattwil hat der unheilbar an Kehlkopfkrebs Erkrankte auf seinen Tod gewartet. Vorbei ist sein Leben. Geblieben das dichterische Vermächtnis, ein dünnes Bändchen, «Heimfahrt», 1948 im NZN-Verlag in Zürich erschienen.
Die Schreiblade des alten Sekretärs ist heruntergeklappt. Was wird er mir an Geheimnissen offenbaren? Ich frage, was Hans an Schriftlichem hinterlassen habe: Briefe, Kopien seiner Arbeiten, Unveröffentlichtes, wohlgeordnete Belege, Tagebücher... Beinahe verlegen breitet seine Schwester drei, vier Umschläge mit Zeitungsausschnitten und gefaltete Blätter vor mir aus. Auch zwei Kopien von Prosatexten, die im «Toggenburger» erschienen sind. Mehr Dokumente werde ich später bei Herrn Dr. Josef Mäder in Luzern finden, einem lieben Freund von Hans.
Die Schröter sind ein altes Geschlecht. Vieles an Familienpapieren hat sich angesammelt, und manches ist im Laufe der Jahre weggeworfen worden. – Ob sich ihr Bruder eigentlich als Dichter gefühlt habe. – Nein, das glaube sie nicht,

antwortet Claire. Seine Verse seien aus dem Augenblick heraus entstanden. Gelegenheitsdichtung. Wie diese Gedichte. – Sie zeigt mir ein kleines Heft, das vollgeschrieben ist. – Mehr Kraft habe er gebraucht, um zu überleben. Unter veröffentlichten Texten steht «J. Sch.» – Er habe sich meist Jean genannt, erklärt mir seine Schwester. Im Familienbüchlein lese ich: «Johann Joseph Schröter, geboren 26.1.1906.» Gestorben ist er am 21. Dezember 1946. Im Jahre 1986 jährt sich der vierzigste Todestag.

Herkunft

«Alle Dicken sind gemütlich – Arbeit hat noch keinem geschadet – Stiefmütter sind böse – Zigeuner klauen kleine Kinder – und Metzger sind gefühllos.» – Unseliges Nachplappern von Klischees! Die sechs Kinder aus dem Metzgerhaus Schröter hatten feinfühlige, gute Eltern. Jede der fünf Töchter durfte einen Beruf erlernen und der begabte Sohn Hans das Kollegium Appenzell besuchen. Und die Musen waren nicht fremd. Im Schröter-Haus wurde gelacht, gesungen und musiziert: Claire, die jüngste, spielte Klavier und Hans Violine. Ist das selbstverständlich in einem Geschäftshaus, wo es wenig freie Zeit gibt, wo Vater und Mutter hart arbeiten müssen? Wo zur grossen Familie noch zahlreiche Angestellte gehören?

Die Metzgerei an der Rickenstrasse war ein alteingesessenes Geschäft. Seit 1767 sind die Schröter Bürger von Wattwil. – Johann Josef Schröter, geboren am 11.2.1875, stellte seinen Mann auch in der Öffentlichkeit. Häufig seien Abgeordnete im Metzgerhaus erschienen, höre ich, um Vater Schröter für irgendein Amt zu gewinnen. Und nein sagen konnte er nicht. So ist es nicht verwunderlich, dass Schröter senior, der redegewandte und kontaktfreudige Mann, Gemeinderat, Kantonsrat, Vizeammann, Klosterverwalter, Kirchenpräsident, Mitbegründer des toggenburgischen Metzgerverbandes und anderes mehr war. Ob er sich leicht mit der Tatsache abgefunden, dass sein einziger Sohn Student statt Metzger geworden, ist nicht bekannt. Vielleicht hatte er im stillen gehofft, dass Hans wenigstens Veterinär würde. Sein eigener Jugendtraum. Wie die akademische Laufbahn seines Sohnes verlaufen ist, hat der am 9. Juni 1933 Verstorbene nicht mehr erlebt.

Frau Josefine Schröter, geborene Lussy (1876 – 1971), aus einem alten Stanser Geschlecht entstammend, stand ihrem Mann an Tüchtigkeit nicht nach. Sie war temperamentvoll, grossmütig und unparteiisch. Und gerecht mit allen Kindern? Mit den Töchtern wie mit dem einzigen Sohn? – Da steht in «Heimfahrt» das feine Gedicht, das der Dichter über seine Mutter geschrieben hat:

Bild meiner Mutter

O nein, ich schäme mich der Tränen nicht
die ich vergoss, als ich Dein Bildnis sah.
So lange war mir fern Dein lieb Gesicht,
nun bist Du meinem Aug und Herzen nah!
O Antlitz, in das Schmerz die Spuren schrieb
mit rauhem Griffel hart um Stirn und Mund
und das vielrunzlig, doch voll Adel blieb
und einem Lächeln, als ob Du gesund
noch wärest wie in ferner, schöner Zeit,
da nimmermüd Du regtest Deine Hand.
Nun ruht sie aus, im Ruhen noch bereit
zu letztem Schenken, wo sie Liebe fand.
(...)
(Wattwil 1946)

Dort die unausgesprochene Frage, ob die so Gepriesene etwa den Sohn bevorzugt habe. Sie wird mir beantwortet, unverhofft und ohne anzuklagen: Gewiss, wenn Hans bei Nacht und Nebel mit leeren Taschen heimgekommen sei, habe sie ihm schon gelegentlich Geld zugesteckt, die Mutter...

Und die Mädchen aus dem Schröter-Haus? – Pia ist gestorben (1905 – 1963), auch Emma (1907 – 1958), die ihren Bruder als Krankenschwester auf dem Leidensweg begleitet hat. Gertrud (1909) und Hedwig (1913) leben noch und haben Familien. Die 1915 geborene Claire wohnt heute allein im Haus «auf der Steig». Sie habe für die Familie gelebt, gesteht sie stolz, für die Mutter, für die Kinder ihrer Schwestern – und für Hans, den Dichter.

Gebet

Herr, hast Du mich in Sturm gestellt,
gib mir auch geraden Rücken,
damit ich nicht nach Geld und Welt
mich feig muss niederbücken!

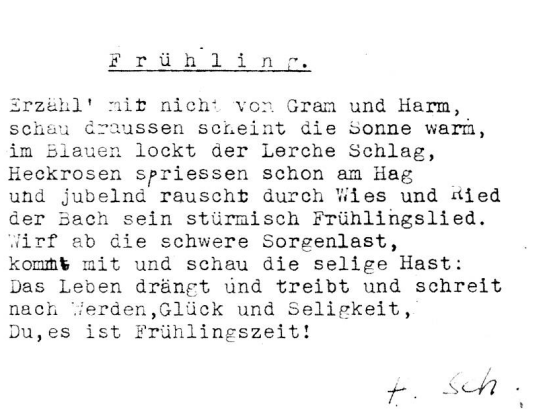
Und hast Du mir die Not bestimmt,
lass' mich sie lachend tragen!
Wer stets vom vollen Tische nimmt,
verlernt das kühne Wagen!

Doch einmal schick ein Abendrot,
gebiet' den Sturmgewalten,
dann lasse mich nach Kampf und Not
dankbar die Hände falten!
(Dezember 1944)

Claire hat ihrem heimatlosen, irrenden Bruder immer wieder die Türe offen gehalten. Und der von den Pharisäern Verachtete hat ihr einmal gestanden: «Ich möchte so gerne sein wie andere Menschen, aber ich kann es nicht!»

Fragen und Antworten

«War Hans fromm?» – «Nicht im landläufigen Sinn», antwortet seine Schwester Claire. «Aber er glaubte unbedingt an Gott und an ein Leben

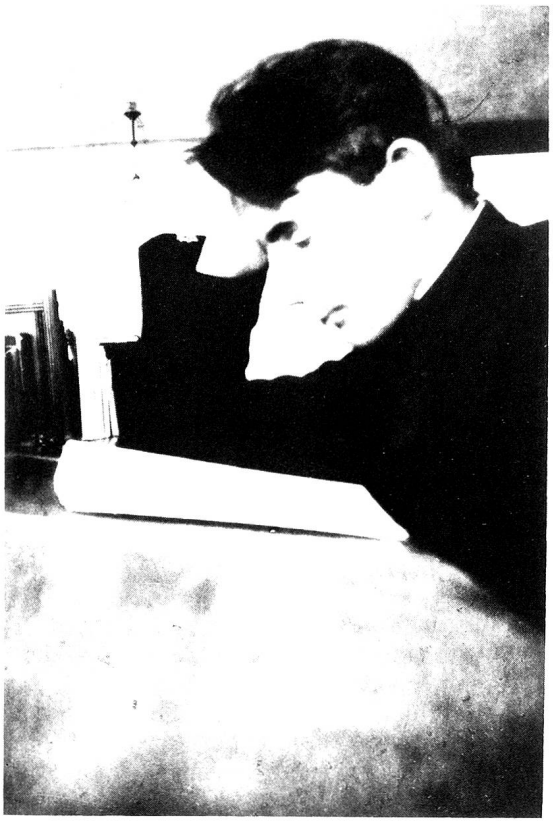


F r ü h l i n g.

Erzähl' mir nicht von Gram und Harm,
schau draussen scheint die Sonne warm,
im Blauen lockt der Lerche Schlag,
Heckrosen spriessen schon am Hag
und jubelnd rauscht durch Wies und Ried
der Bach sein stürmisch Frühlingslied.
Wirf ab die schwere Sorgenlast,
komm mit und schau die selige Hast:
Das Leben drängt und treibt und schreit
nach Werden, Glück und Seligkeit,
Du, es ist Frühlingszeit!

J. Sch.

Unveröffentlichtes Gedicht.



Als Student in Engelberg.

nach dem Tode.» – «Wirkte er anziehend auf Frauen?» – «Ja.» – «War er abergläubisch?» – «Das sicher nicht.» – «Liebte er Tiere?» – «Sehr. Vor allem Hunde und Pferde.» – «War er sparsam?» – «Nein. Leider.» – «Hätte er je ein Kind schlagen können?» – «Niemals.» – «Hatte er Freunde?» – «O ja, viele! Er war gesellig. Als Student hat er sogar einmal einen Dirigenten vertreten.» Fräulein Claire zeigt mir einen Aschenbecher mit dem Aufdruck: «Männerchor Freiburg – Tafelrunde 1932.» – «War Hans depressiv veranlagt?» – Ein Zögern. «Ja, labil war er schon. Einmal oben, einmal unten. Wie Künstler eben sind.» – «War er ausdauernd?» – «Nur wenn ihn etwas interessierte.» – «Fluchte er?» – «Nicht häufig. Aber er konnte aus sich herausgehen und 'explodieren'. Dann habe ich ihn fast gefürchtet.» – «Leistete er auch Militärdienst?» – «Ja, aber nicht gerne.» – «Wovon träumte Hans im Leben?» – «Er war der geborene Träumer!» – «Empfand er sein Leben als Misserfolg?» – «Das auf jeden Fall.» – «Politisierte er gern?» – «O ja, so leidenschaftlich wie Vater!» – «War er neidisch auf die Bessergestellten?» – «Nein.» – «Gehorchte er gerne?» – «Nein. Er scheute Befehle, besonders von Vorgesetzten, die ihm geistig unterlegen waren.» – «War er freiheitsdurstig?» – «Und wie! Nur keine Fesseln!» – «War er ruhelos?» – «Sein ganzes Leben lang. Wie Augustinus», antwortet seine Schwester.

Reiche Begabung – braches Talent

Hans Schröter ist hochtalentiert und lernt leicht. Sprachbegabt, liest er mühelos die deutschen, griechischen und lateinischen Klassiker. Klar kann er seine Gedanken ausdrücken. Ein Kamerad erinnert sich: «Auf Wunsch des damaligen Kaplans Dr. Josef Meile in Wattwil (und späteren Bischofs) hielt Hans Schröter einen Vortrag über das Missionswesen im Kreise der Jungmannschaft Wattwil. Wir waren alle verblüfft über den Inhalt und höchlichst beeindruckt von seiner rhetorischen Begabung, die da klar zutage trat.» – Seine ersten Gedichte, in der Engelberger-Zeit geschrieben, verraten den künftigen Dichter. Doch ein unseliger Zug seines Wesens wirft Schatten auf die Entwicklung: es mangelt ihm die Kraft des Durchhaltens.

Nach der Matura wendet er sich dem Veterinärstudium zu. (An der Universität Zürich immatrikuliert vom Wintersemester 1927/28 bis und mit Wintersemester 1930/31, insgesamt also fünf Semester). Später der Rechtswissenschaft. (Knapp zwei Semester an der Universität Freiburg). Doch alles bleibt Angefangenes. Der junge Schröter verzettelt und verbummelt die reichen Gaben seines Geistes. Mit Vaters Tod 1933 werden auch die finanziellen Mittel knapp. Magere Jahre folgen. Doch auch in den schlechtesten Tagen, als Hans buchstäblich auf der Strasse gelandet, hat er sein gutes Herz bewahrt. Elend, ausgeblutet, verarmt teilt er sein Letztes mit den Kumpanen. Mit dem Mal des Aussenseiters gezeichnet, hat der Dichter aufgeschrieben oder im Herzen bewahrt, was ihn aufgewühlt.

Das Eine nicht

In vollen Zügen trank ich Lieb' und Lust
in mich hinein, ein gieriger Geniesser
und kümmerte mich niemals und bewusst
um das Gesetz und Recht der satten Spiesser.

Auf rauhen Strassen pfiff ein harscher Wind,
in Schenken hab' ich mich herumgetrieben,
drin grollend die Verstossnen heimisch sind
und denen Strasse nur und Herberg blieben.

Doch nie liess ich den Bruder frierend stehn,
bin nie an seinem Leid vorbei geschritten:
Und musst' ich selbst und schmachvoll
betteln gehn,
ich habe jede Not mit ihm gelitten.
(4. November 1946)

In wie vielem gleicht Hans Schröter dem Vater von Heinrich Federer. «Aber auch Dichtkunst und Politik reizten ihn», steht in Federers Jugenderinnerungen «Am Fenster». «In steter Unrast wechselte er Semester um Semester das Studium, brachte nichts fertig, reichte nirgends mit der Geduld aus und konnte schliesslich alles und nichts... Und so begleiteten meinen lieben Vater über seine ganze Lebensstrasse nichts als Trümmer der Kunst, Angefangenes, Verzeichnetes, Verhauenes. Über allem der graue Schatten der Verzagtheit und Verzweiflung.» Wenn dem Künstler Paul Federer eine Skizze misslang – er war damals Lehrer an der Schnitzlerschule Brienz – dann «warf er ohne Gruss und Abschied die Türe hinter sich zu und kam erst nach Mitternacht heim, weinschwer und auf lateinisch und deutsch das Zornigste und Mildeste durcheinander phantasierend. Elend, hilflos und wie ein Kind schluchzend fiel er schliesslich über Stuhl und Bett hin und schlief unweckbar ein.»

Die Handschrift des Dichters.

«Heimfahrt» – ein Vermächtnis
Hans Schröters einziges Werk in Buchform enthält achtzehn Gedichte und zwei Prosatexte («Witzwiler Brot» und «Stille der Zelle» – ein Brief). Das erste Gedicht heisst «Aprilschnee» (1925). «Letzte Fahrt» (Dezember 1946) steht am Schluss, geschrieben vor seinem Heimgang in die Ewigkeit. Exemplarisch sind seine Worte über das Leiden und Sterben.

Heimwärts
Nun Seele, rüste deine Flügel
zum letzten, grossen Heimatflug
hoch über Dorf und Tal und Hügel
so weit, wie nie dein Schwung dich trug.

O Flug durch alle Zeit und Weiten
die Sterne säumen deine Bahn.
Von Ferne winken Ewigkeiten
und jubelnd stürmst du himmelan.

Tief unten gräbt man deine Hülle
ins Grab, bald wird sie Moder sein.
Du mündest jauchzend in die Fülle
der Ewigkeiten Gottes ein!
(Wattwil, 31.10.1946)

Die Motive des 39seitigen Büchleins: Heimweh, Vagantentum, Sehnsucht, Traum von Glück und Liebe, Natur, Mutterliebe, Advent, Licht und Schatten, Tod und Ewigkeit widerspiegeln sein Leben. «Heimfahrt» ist das Bekenntnis eines heimatlosen, leidenschaftlich suchenden Menschen, der von wenigen verstanden wurde und manchen Zeitgenossen ein Ärgernis bedeutete. An den Mitmenschen, die den Splitter im Auge des Bruders sehen, nicht aber den Balken im eigenen Auge – hatte Hans schwer getragen.

Unser Dichter, der Gott um einen geraden Rükken bittet, damit er sich nicht feig nach Geld und Welt sich niederbücke, schreibt in «Stille der Zelle» (1944): «Glaube mir, nicht die Gefangenschaft ist das Schwerste, sondern die Freiheit: Mit dem Mal auf der Stirne frei und steifen Nakkens durch die Reihen der Gaffer zu schreiten, die mit dem Finger auf Dich zeigen und jeden Deiner Schritte argwöhnisch belauern, ob Du nicht wieder strauchelst...»
Willy Fries, der Malerfreund, hat den Texten Worte «zum Geleit» vorangestellt. Da ist auch das Bild des Todkranken zu sehen, das der Künstler auf Wunsch von ihm gezeichnet hat. Und seinem Freund Willy hat der Dichter seine Manuskripte zur Veröffentlichung anvertraut. Dr. Karl Neff und Dr. Josef Mäder, zwei Freunde des Dichters, haben die Auswahl durchgesehen und beratend beigestanden. Dank der Finanzierung durch Fräulein Claire Schröter ist das Büchlein «Heimfahrt» schliesslich herausgekommen. – Die Frage, ob nicht Rilke oder Hölderlin bessere Verse geschrieben haben, ist unangemessen. Dankbar wollen wir lesen, was Hans Schröter uns hinterlassen hat. Man weiss nicht, ob er je daran gedacht hat, grössere Werke zu schreiben. Umfangreichere Prosatexte, Romane gar. Am Ende mag ihm seine Ziellosigkeit auch beim Schreiben zum Verhängnis geworden sein. Ein Schulkamerad von ihm schreibt mir: «Ja, ich habe Hans Schröter als älteren Primarschüler gekannt. Er, ein früher 1906er, ich ein später 1907er... Viele Jahre sahen wir uns nicht mehr. Ich vernahm zur Seltenheit wieder mal etwas über seine Geschicke und Unstät, vernahm aber auch, dass er das Zeug gehabt hätte, auf verschiedenen Gebieten mühelos Dissertationen zu verfassen, sei es in Germanistik, Medizin, Politika und Jus... Meines Erachtens wusste der arme Hans kaum, wohin er steuern sollte mit seinen Talenten...»
Der von den zwei Seelen in der Brust Hin- und Hergerissene schreibt Gedichte, wenn sein Herz übervoll, wenn er sich am Leben freut oder wenn es ihn quält.

Advent
War nicht mein Leben ganz Advent,
Sehnsucht, die nach Erfüllung brennt
und Schrei aus Not und Tiefen?
Ich suchte Lust und fand nur Qual,
die Freuden dieser Welt sind schal,
die Stimmen aber riefen
geheimnisvoll aus tiefster Brust
und übertönten Qual und Lust,
die Stimmen, die nicht schliefen:
Da formte Schrei sich zum Gebet,
das himmelstürmend ruft und fleht
aus dunklen, wunden Tiefen:
«Herr, komm in meine Elendsnacht!»
(...)
(3. Dezember 1946)

Der Poet schreibt für Zeitungen, um ein paar Franken zu verdienen. Betätigt sich als Journalist – ohne feste Anstellung. Mehr scheint Hans Schröter als Schriftsteller nicht gewollt zu haben.

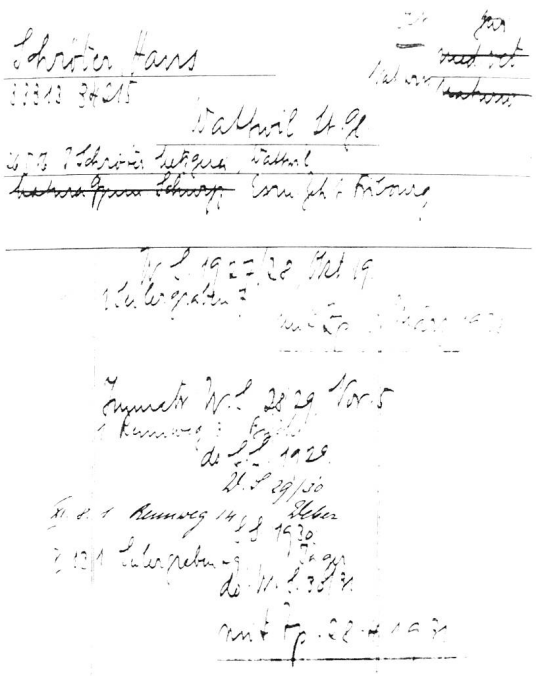
O Akademia!

Herr Dr. Josef Mäder in Luzern hütet einen kostbaren Schatz: die handgeschriebenen Gedichte, die in «Heimfahrt» enthalten sind, zahlreiche Briefe aus Schröters Leidenszeit und den folgenden Prosatext im Original. «O Akademia!» ist vermutlich in der Zürcher Studentenzeit um 1928 geschrieben worden. Der Freund bemerkt dazu: «Diese Skizze gab mir Hans, als er sterbenskrank im Kantonsspital St. Gallen lag. Es war im Sommer 1946. Er beabsichtigte, sie noch in einer Zeitung zu veröffentlichen.» Doch da kam der Tod.

«Ein blauer Maienhimmel lachte selig und unbekümmert über dem gehetzten Getriebe der Grossstadt. Es war in meinem zweitenSemester. Die Luft roch von Blüten, vom See her wehte ein knospenbrechender Wind und in meinem Herzen sangen tausend Melodien. Die grauen, beschützenden Klostermauern und die sorgende Liebe der lebenserfahrenen, frommen Mönche, die mich wie eine wachsende Pflanze vier lange, schöne Jahre betreut hatten, waren mir nur noch Erinnerung an strenge Enge und langweilige Gleichförmigkeit. Vor mir lag Jugend, Weite und hemmungslose, ungebundene Freiheit!

Mein Kolleg begann um zwei Uhr, aber in meinem Blute prickelte der Frühling, und ich warf Mappe, Mütze und Band auf den bücherbeladenen Tisch meiner Bude: Rein ins Vergnügen! Aus dem ersten Restaurant an der Strasse lockte eine weiche, schmelzende Weise. Hoch über dem Häusergewimmel stand zwar wuchtig der Uniturm wie ein aufgereckter, drohender Finger. Aber ich wollte ihn nicht sehen und trat ein in die Schenke. Hier waren Menschen mit Fleisch und Blut, warmes, pulsierendes Leben, Stimmung, Betrieb. Ich murmelte, wie um eine innere, warnende Stimme zu übertönen, etwas von «psychologischen Studien», und mit dieser faden Ausrede und schäumendem Bier betäubte ich Durst und Gewissen. Das Lokal war elegant. Aber eine merkwürdige Unrast trieb mich hinaus und hinein in die Altstadt mit ihren armseligen und zweifelhaften Spelunken, in denen die Zerbrochenen sitzen, die lebensenttäuschten und entwurzelten Opfer des Schicksals und der Grossstadt. Nach einem ausgiebigen Pintenkehr fand ich mich plötzlich in einer kleinen, dunklen Kneipe.

Was für ein wunderliches Schicksal mich hieher geführt hatte, wusste ich nicht. Nun sass ich an einem Tisch, es roch widrig nach Schnaps und saurem Most, und eine Welt von Feindseligkeit brandete aus hungrigen Augen gegen meine gutbürgerliche Schneidereleganz und meine satte Zufriedenheit. Mein Auge gewöhnte sich bald an die Rauchschwaden und an das freudlose Dämmerlicht. An einem Querbalken hing, gelb vom Rauch, ein Plakat: «Der Handel mit Kleidern und andern Effekten ist verboten!» Ich merkte, dass ich in eine «Kundenbeiz» geraten war. Schräg hinter mir, in Kopfhöhe, hing ein Bild. Ich bog mich näher hinzu und stutzte, denn ich entdeckte – eine Photographie: mein Vater darauf verewigt und ich selber. Da war anno 1911 in meinem Dorf eine Gewerbeausstellung und die ehrsame Gilde der Metzger beteiligte sich am Umzug mit einer Gruppe. Ich hatte als fünfjähriges Büblein, angetan mit Metzgerbluse und Schürze, mit einem andern Meisterssohn zusammen ein Schaf zu führen. Nach gelungenem Zug wurde die Gruppe abkonterfeit. Das Bild hing zu Hause im Büro meines Vaters. Wie kam dieselbe Photo hieher? Da war nun die blanke Rechtschaffenheit meines Vaters und meine schürzenweisse Bubenreinheit ausgestellt in dieser muffigen Verkommenheit. Scham stieg in mir hoch und färbte die Wangen mit brennender Röte. Ich begehrte nach der Wirtin.



Karteiblatt Universität Zürich.

Sie thronte beleibt und mit Feldherrenblick hinter einer Festung von Gläsern am Buffet und kam schwerfällig und misstrauisch herbei, einen lästigen Reisenden in mir vermutend. «Wie kommen Sie zu diesem Bild», fragte ich sie höflich. «Mei Mann is drauf», schwäbelte sie kurz angebunden. «Aber wie kommt der denn auf diese Photographie?» – «Wissens, er wooar Lehrbua beimene Herr Sch.» – «So, und ich bin der Sohn von jenem Herrn Sch.» Mit diesen Worten stellte ich mich vor. Die Wirtin strahlte ein mütterliches Lächeln und fragte mich in ehrlicher Freude nach dem Woher und Wohin. Ich bekannte ihr, dass ich als Student an der Universität weile, worauf sie mich sofort, nach einer damals in Deutschland und Österreich weitverbreiteten und allgemeinen Sitte als «Herr Doktor» ansprach.

Hei! – wie tönte diese Anrede lieblich in meinen Ohren. Die kluge Wirtin lud mich ein, an den Stammtisch zu sitzen, sie spekulierte wohl sofort auf meine volle Börse, wusste sie nun doch, dass jene aus guten Quellen gespeist wurde. Aber ich einfältiger Esel merkte trotz meiner «Psychologie» im Kopf die Absicht

Heimweh.

Ich bin allein in meiner kleinen Zelle,
allein im Frieden einer Winternacht,
darüber funkelt eines Sternleins Helle,
stumm ragt der Berg, als hielt er Totenwacht.
— Es ist so einsam um mich her. Ich sinne, —
der Heimat schweifen die Gedanken zu,
und wie ich selig Heimatträume spinne,
wird mir so eigen, finde keine Ruh'.
Mich packt mit Allgewalt ein heißes Sehnen,
weiß nicht, was dieses Sehnen sagen will.
Ich hab' nicht Freude, habe keine Tränen.
In tiefster Brust begrabe ich es still!

Engelberg. J. Sch.

Aus einer Zeitung 1924.

nicht, bestellte für sämtliche Anwesende eine Runde und setzte mich herablassend an den Tisch, an dem bereits vier Zecher im fortgeschrittenen Stadium den Weltschmerz erfolgreich bekämpften. Was für Gestalten! Der Geruch der Landstrasse umwitterte ihre ungepflegten Bärte, und aus düsteren, entzündeten Augen flackerte das Wissen um die Sinnlosigkeit ihres Lebens. Einer aber erhob sich mit einer lässigen, eleganten Verbeugung, strich eine verwilderte Locke aus der edel geformten Stirn und begann mit der schnarrenden Stimme, die einst unter Korpsstudenten hohe Mode war: «Zu Beginn unseres heutigen Kommerses singen wir das ewig schöne Lied: Gaudeamus igitur...!» Ich sang mit und fühlte nicht das Lächerliche dieser Situation. Ich fragte mich auch nicht, wieso der «Kunde» dieses Lied kannte. Mir stiegen der «Doktor» - so titulierte mich nun der ganze Tisch - und die etlichen Hopfenperlen langsam zu Kopf. Ich bezahlte Runde um Runde. Mein Gegenüber zitierte Horaz und Homer, mit lallender Zunge, aber fehlerfrei. Dies machte mich nun doch stutzig. Ich fragte ihn, wo er sich diese humanistischen Kenntnisse angeeignet habe. Er wandte sich brüsk ab. «Tacet historia!» Dann funkelte sein Witz wieder geistreich, und aus den Schlacken der Zoten blitzte das echte Gold einer gediegenen Bildung.

Ich witterte ein Geheimnis und wollte es ergründen. Und tat es, ach, so verkehrt, so grundfalsch. «Komm, Bruder,» hätte ich sagen sollen, «komm, wir gehen an die Sonne, es riecht nach Frühling draussen, die Luft ist voll Hoffnung, es ist nichts verloren, aber noch alles zu gewinnen! Komm Bruder, ich will Dir zu essen geben, Deine Armut speisen mit meinem Überfluss, Deine Leere füllen, denn Du brauchst Wärme, Vertrauen und eine Heimat.»

Aber ich zahlte ihm einen grossen Schnaps und das löste endlich seine Hemmung und seine Zunge. Es war eine traurige Geschichte, die ich erfuhr: Sohn eines hochangesehenen Mannes, die Hoffnung seiner Eltern und seiner Schule. Dann kam das erste Hochschulsemester und dann Heidelberg! Und es kam die ganze falsche Romantik der übertriebenen Burschenherrlichkeit, von der er nicht mehr loskam. Verbummelte Semester, Tod der Eltern, verprasster Erbteil, hundert feste Vorsätze und tausend Rückfälle. Und nun? Die Freunde aus glanzvollen Zeiten waren in Amt und Ehren. Und er verkam! Büroangestellter, Hotelportier, Bauhandlanger, Kohlenträger, Vagabund! Heute morgen gab ihm eine wohltätige Dame ein Paar Hosen ihres Seligen. Hier hatte er sie versilbert, trotz Verbot am Querbalken. - «Ja, immer lustig Blut und leichter Sinn, denn futsch ist futsch, und hin ist hin», schloss er mit trotziger, wegwerfender Gebärde. Aber ich sah, wie es in seiner Brust wühlte an verhaltenem Weh. «Ich werde sentimental, ich muss an die Bierorgel», mit diesen Worten wollte er seiner weichen Regung Herr werden und schwankte unsicher an das Klavier, griff ein paar volle Akkorde und begann mit brüchiger Schnapsstimme zu singen: «Ich zog, ich zog zur Musenstadt...»

Es war still geworden im Lokal, als spürte jeder, dass hier ein Schicksal voll tiefer Tragik sich enthüllte. Ich summte leise mein Lieblingslied mit. Er sang unbeirrt um die Stille weiter mit seinem Bariton, der einst weich und schlackenlos im Schlossgarten von Heidelberg die Herzen der Mädchen betört hatte: «Nur eine noch, die weint um mich im fernen, fernen Heimatland, doch ihren Ring versetzte ich, o Akademia!» - Eine Dirne am andern Tisch weinte hysterisch. Er improvisierte ein Zwischenspiel in Moll und begann, seltsam erregt, mit einer hektischen Röte im Gesicht, die letzte Strophe: «Und Vater, Mutter starb zu Haus, verdorben an dem einz'gen Sohn, ich weiss nicht mehr, wo ein, wo aus, o Akad...»

Ritsch, ratsch! - Ein paar Misstöne schrien grell, mit beiden Ellbogen stützte er sich auf die Tasten, barg den Kopf in die Hände und weinte ein trocken, grauenhaft wehes Schluchzen, das fast nicht zu hören war, aber seine ausgemergelten Schultern krampfhaft schüttelte. Ich sass neben ihm, unbeholfen vor diesem Ausbruch der Reue, erschüttert vor diesem Schicksal. Ein Grauen kroch in mir hoch, mir wurde seltsam bang. Ich ahnte damals nicht, dass ich - auch m e i n Schicksal sang!»

«Vagantenlied»

Meine Strassen, die ich wandre,
sind voll Staub und heisser Not,
aber manchmal blüht am Wege
mir ein Blümlein, zart und rot.

Meine Nacht ist ohne Wärme,
ohne Dach und Lampenschein,
Gottes Sterne jedoch funkeln
in den tiefsten Wald hinein.

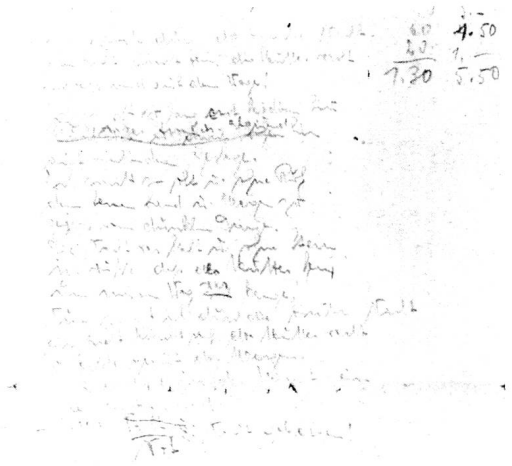
Meine Strassen, die ich ziehe,
münden keinem Ziele zu...
Gott, Du hast sie mir gezeichnet,
führ' sie nur in Deine Ruh!
(1944)

Ein treffliches Bild für die Zeit zwischen dem abgebrochenen Studium in Freiburg und der Krankheit. Leider lassen sich nicht mehr alle Steine finden, die zum Mosaik dieser ruhelosen Jahre gehören. Schriftliche Spuren sind selten. Zeitgenossen und Mitstudenten des 1906 geborenen Hans Schröter sind in die Jahre gekommen. Aufschlussreich ist der Nekrolog in den

«Titlisgrüssen» (Hauszeitschrift der Klosterschule Engelberg), Heft Nr. 3 vom Juni 1947, verfasst von Josef Mäder: «... Und so wandte sich Hans nach der Matura dem Veterinärstudium zu, aber er war doch zu wenig Naturwissenschaftler; der Vater war übrigens auch ein bodenständiger, grundsatztreuer Politiker, und so hoffte der Sohn als Jurist einst auch politisch Carrière zu machen. Aber auch die Rechtswissenschaft vermochte ihn wenig zu packen, er war eben doch mehr Poet. So begann für ihn ein Hin und Her. Ist unser Freund nicht ein typisches Beispiel dafür, dass nicht Talent und Geld die Berufung zum Akademiker ausmachen, sondern dass es viel mehr die Sehnsucht nach Wissen und Wahrheit ist, verbunden mit der Kraft des Durchhaltens? Immer wieder hat Hans versucht, sein Schicksal zu meistern. In einer guten Phase seines Lebens schreibt er einmal: «Wie hat mich doch in den letzten Jahren das Leben herumgewirbelt: als Handlanger auf dem Sustenpass, Portier in Altdorf und im Tessin, Güterknecht, Milchausmesser in Wettingen. Gewiss, das sind keine hochtönenden Titel, aber kommt es in unseren Tagen auf den Titel an und nicht mehr auf die Bereitschaft des Herzens, dort zu stehen und zu werken, wo Lücken klaffen und der Einsatz der letzen Kraft ein Gebot der Stunde ist? Die Blasiertheit des einstigen flotten Farbenstudenten ist freilich dahin, die Bügelfalten haben ihre Eleganz verloren, und die zimperliche Zartheit der Hände hat oft Risse und harte Schwielen erhalten, was tut's? – Ich schreite durch den Frühlingstag, ein frohes Lied auf den Lippen, ein warmes Leuchten im Auge und im Herzen ein tapferes, gläubiges Hoffen: Nun muss sich alles, alles wenden.»

Ein weiterer Anhaltspunkt: Kollegium Appenzell, Karteikarte «Schröter Joh.» In der Spalte «Adressänderung» steht: 1944 – Vertreter, Luzern. Mit Fragezeichen allerdings. – In einer ausführlichen Zuschrift finde ich neue Informationen: «Nun sei noch ein Beispiel seiner sprachlichen Fähigkeit berichtet, das mir der 1984 verstorbene Dr. theol. Emil Kappler im luzernischen Triengen erzählt hatte. Obiger ist in der Wattwiler Schlosswies aufgewachsen und machte nachträglich noch seine theologische Dissertation, wozu er längere griechische Texte von frühchristlichen Theologen zu übersetzen hatte. Da sei – in Fribourg – plötzlich unser Hans Sch. bei ihm aufgetaucht, zwar nicht gerade in herrschaftlichem Aussehen. Emil Kappler grüsste ihn als gut Bekannten mit der Anrede: «Du chonnscht mer grad recht; i ha dr doo Aarbet zom Öbersetze; i ha zwenig Zit ond du chasch es soowieso besser weder ii; vegebis muesch es nöd mache.» Unser Hans, obwohl kränklich, machte sich daran und innert kurzer Zeit hatte er die so schwierigen Texte unbekannter Autoren und Inhalte bestens bewältigt. – Emil K. sagte mir ferner, dass Hans Sch. kurz darnach – es war während der Kriegsjahre – vom Kanton Fribourg im Büro der Kriegswirtschaft eingesetzt worden sei. Hans habe sich rasch in die Materie eingearbeitet und habe sich nicht mit einem minderen Posten begnügen müssen; Hans wäre also demnach zu einem «Allrounder» fähig gewesen...» – Claire Schröter erinnert sich, dass ihr Bruder in Baden in einer Fabrik gearbeitet habe. In der Gegend habe er auch etwa Arbeit gefunden, erklärt sie – als Handlanger. Und sehr oft habe man ihm Schnaps statt Geld gegeben.

Ergänzendes zur journalistischen Tätigkeit von Hans Schröter: Er hat auch Bücher rezensiert. Jene des Wattwiler Zahnarztes Dr. F. Walter Caviezel beispielsweise («Frag' nicht warum!» – «Das ewige Ja»). Mit Sicherheit hat er auch für den «Toggenburger» geschrieben. Zwei Kopien sind erhalten: «Einer Dorflinde zum Abschied und Andenken» und «Wattwiler-Jahrmarkt». Auf der Rückseite dieser Blätter ist symbolhaft der ganze «Hans Schröter» zu finden: der handschriftliche Entwurf eines Gedichts «Heimkehr» (Dichter), Fahrplannotizen: Luzern ab 18.11 – Wattwil an 20.59 (Unterwegssein) und Sätze in Griechisch, Latein und Stenografie (Bildung). Fräulein Claire meint, dass er auch für Zürcher Zeitungen geschrieben habe. – Die NZZ jedoch teilt mit: «In unserem Feuilleton-Autoren-Verzeichnis kommt der Name Hans Schröter für die Zeitspanne 1930 – 1940 nicht vor. Vermutlich hat er damals für eine andere Zeitung geschrieben.» – Ja, in Luzern. Am 1. November 1946 heisst es in einem Brief an Josef Mäder (man hat im Familienkreis noch zu Lebzeiten des Dichters den Plan gefasst, «die Sachen drucken zu lassen»): «Im Jahrgang 1934 oder 35 des Luz. Tagblattes wären auch verschiedene Publikationen von mir zu finden, so zwei Skizzen: «Strümpfe für den Bub» und «Zwei Worte», eine Plauderei über das luzernische «...» (unleserlich).» – Wohl sind etliche gedruckte und ausgeschnittene Gedichte bei Claire Schröter vorhanden. Doch fehlt jeder Hinweis auf die Namen der Zeitungen.



Entwurf eines Gedichts.

Zweites Blatt.

Spätherbst.

Einsam wandelte ich durch die Fluren!
Einsam litt ich,
Einsam schritt ich
Und der Wind verwehte meine Spuren.

Leise strich der Nebel durch die Bäume.
Leise rann er
Leise spann er
Seine todesmüden, grauen Träume.

Traurig schritt ich durch das Nebelsprühen!
— Traurig klang es,
Traurig sang es
Sterbensbang die Lieder — vom Verblühen!

Engelberg, den 2. November. J. Sch.

*

Rote Rosen sah ich blühen
In der Jugend Wunderpracht,
Rote Rosen sah ich glühen
In der stillen Sommernacht.

Doch da kam der Herbst gezogen,
Rauhreif bracht er über Nacht!
Welke Rosenblätter flogen
Lebensmüd zur Erde sacht.

Rote Rosen seh ich blühend
In des Herzens Garten stehn —
Einmal werden sie verglühend
Müd und welk zur Erde wehn!

Engelberg, den 2. November. J. Sch.

Aus einer Zeitung 1925.

Jahre der Wanderschaft. Jahre auf der Landstrasse. Unredlich wäre es, Hans Schröters Aufenthalt in der Strafanstalt zu verschweigen, wo er das «schwärzliche, herbduftende, köstliche Witzwilerbrot» gegessen hat. «Betäubt vom Schlage, der mich getroffen...» heisst es in «Heimfahrt». Gestützt auf einen Beschluss des Regierungsrates des Kantons St. Gallen vom 13.6.1936 war er vom 16.6.1936 bis zum 25.1.1937 administrativ in Witzwil interniert. Der Beschluss lautete auf zwei Jahre Zwangsversorgung. In Anerkennung seiner einwandfreien Führung konnte «Jean Josef Schröter» vorzeitig entlassen werden. Der damalige Anstaltsdirektor qualifiziert ihn beim Austritt so: «Etwas vornehmer, aber intelligenter und fleissiger Arbeiter. Grosser und guter Musiker.» Und am 10. Februar 1949 schreibt Direktor Kellerhals aus Witzwil an Willy Fries, Schröters Büchlein verdankend: «...Lieber möchte ich aber Ihren Freund noch am Leben wissen; er hatte sehr viele gute Eigenschaften und war ein so guter Mensch. Leider hat er das gesteckte Ziel nicht erreicht.» – Was denkt der Betroffene selbst darüber? Am 1.November 1946 schreibt er seinem Freund: «Ich war ja nach Witzwil nicht als gerichtl. Verurteilter, sondern als "arbeitsscheuer und liederlicher" Mensch von der Gemeinde eingeliefert worden. Dies nur zu Deiner Orientierung; es plagt mich heute nicht mehr.» – Wer ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein auf Hans Schröter.

Krankheit und Bruder Tod

Bis zu dieser Erkrankung war Hans Schröter ein gesunder Mann. Er ass und trank gern und schlief gut. «Er brauchte nie Tabletten», bemerkt Schwester Claire. Aber er rauchte wie ein «Bürstenbinder» und begann plötzlich zu husten und an ständiger Heiserkeit zu leiden. Der Krankheitsverlauf ist in den Briefen an seinen Freund Josef Mäder erschütternd dokumentiert. – Um 1944 verlässt Hans Schröter Freiburg fluchtartig und geht nach Zürich, «um Geld für die Behandlung aufzutreiben». – «Ich spürte die Krankheit schon lange», schreibt er im gleichen Brief.

Von seiner letzten Tätigkeit als Stollenarbeiter in Brunnen kehrt er schwer krank nach Wattwil zurück. Seit November 1945 liegt er zu Hause im Bett. Im April 1946 kommt er ins Spital St.Gallen, wo ihm bald ein «schonungsloses, glattes Todesurteil» eröffnet wird: Kehlkopfkrebs. Während seines Leidens wächst Hans über sich hinaus. Mannhaft nimmt er seine Krankheit an. «Monatelang konnte er kaum mehr ein Wort sprechen. Ich kann nicht glauben, dass seine Besucher, ja sogar die Ärzte und Krankenschwestern je sein frohes Lächeln vergessen können, das stets über seine Lippen ging. Für mich war es unverständlich, und auf meine Frage nahm er den Rosenkranz zur Hand, zeigte auf das Kruzifix und schrieb auf einen Zettel: «Das ist mein Trost.» – Seine Haltung blieb unverändert, als er in voller Kenntnis der ärztlichen Diagnose um sein unabwendbares Schicksal Bescheid wusste, ja sie festigte sich noch im Bewusstsein der baldigen Abberufung. So verbrachte er die Zeit, die ihm noch blieb, nicht in Auflehnung, sondern in Versöhnung mit Menschen, die ihm während des Lebens nahe standen, mit denen er aber zeitweise auch haderte. Und je mehr die Kräfte dahinsanken, je mehr der Leib abmagerte, um so mehr wuchs die geistige Kraft, um so mehr trat die tiefe Religiosität hervor. Als ich ihm kurz vor seinem Sterben zum letzten Mal in alter Kameradschaft die fahle Hand drückte, trug er mir Grüsse auf für die einstigen Klassengenossen und Freunde...» (Josef Mäder) Hans mochte es nicht, wenn man wegen ihm weinte. Als er kaum mehr ein Wort herausbrachte, schrieb er seinen Angehörigen auf einen Fetzen Papier: «Weint nicht um mich, ich sterbe ja gern.»

Am 9. August 1946 schreibt er seinem Freund: «Als ich Dir letztes Mal schrieb, sah es aus, als ob ich gleichen Tags sterben sollte. Und da hab ich an Dich gedacht, weil mir ausser meinen Angehörigen, kein Mensch so lieb ist wie Du... Du hast gestern das Wort gebraucht vom Held sein. Nein, mein Lieber, das bin ich nicht. Ich habe Stunden der tiefsten Verzagtheit und muss jeden Tag den Heiland bitten um Geduld, nur in seiner Gnade kann ich stark sein... Ich wiege noch 47 kg, beim Eintritt 69. Durch den Schlund geht eben nur Suppe... Ich habe ein grosses Vertrauen in die Andacht zum hl. Blut und den hl. Wunden und mache nun auch eine Novene zu Mutter Theresia Scherer, dass Gott, dem nichts unmöglich ist, mir quasi nochmals eine Frist gibt zum Leben... Erstens, um ehrlich ab der Bühne treten zu können... Zweitens, ich möchte noch einmal eine Frist, um mit Christus zu leben, nachdem ich lange gottfern vegetierte, um dadurch früher gegebenes Ärgernis vielleicht doch noch ein wenig gut zu machen...»

Anfangs November 1946 wird Hans Schröter nach Wattwil ins Krankenhaus überführt. «Mein letzter Wunsch geht nun doch noch in Erfüllung. Die Heimat, die ich im Leben oft schmerzlich misste, nimmt mich zum Sterben auf.» (Brief ohne Datum) – Am 5. November 1946 schreibt er aus Wattwil: «Zuerst ging's ganz gut. Vom 3. Tag durfte ich meine Mutter besuchen und fast jeden Tag ging ich nachmittags in unser Heim «auf der Steig». Unter dem Einfluss eines Wetterumbruchs kamen dann, wie immer, gesteigerte Schmerzen... Ich hatte einen furchtbaren Tag, Atemnot, Schmerzen, die durch die schärfsten Spritzen nur auf kurze Frist gemildert werden konnten... Und ich wurde erneut mit dem hl. Sakrament der letzten Ölung versehen... Seit die Hügel der hogerigen Heimat mit dunklen Tannen und herbstlichen Weiden in mein Zimmer winken, sprudelt unter dem Einfluss merkwürdiger Todesahnungen auch die Quelle der Poesie wieder, wenn auch matt...» (Drei Tage vorher ist das Gedicht: «Tritt an mein Grab» entstanden) Auf der vierten Seite dieses Briefes folgen erschütternde Sätze: «Meine lb. Mutter hat mir gerade gestern das ergreifende Geständnis anvertraut, dass sie 13 Jahre lang, seit dem Tode des lieben Vaters, jeden Abend – sie wusste ja manchmal monatelang nicht, wo ich mich herumtrieb – einen Rosenkranz betete, damit ich nicht in einem Strassengraben und in Rausch und Sünde endete. O Mutterherz!»

Im letzten Monat seines Lebens wird Hans Schröter noch eine bescheidene Ehrung als Dichter zuteil. Am Sonntag, 1. Dezember 1946, fand im Hotel «Schäfli» die Hauptversammlung der Toggenburgischen Vortrags- und Lesegesellschaft statt. Der Präsident (Willy Fries) las dabei Gedichte von Hans Schröter vor. Im «Toggenburger» vom 4. Dezember 1946 heisst es: «...Die Proben zeugten von ernsthaftem Können, und man kam nicht vom Gedanken los, dass es sich gewiss verlohnte, diese Arbeiten zu sammeln und einem weitern Lesekreis zugänglich zu machen.» – Über diesen angekündigten «Dichterabend» steht im Brief vom 11. November 1946 zu lesen: «Ich habe fast Angst davor, denn mit Literatur haben meine Verse herzlich wenig zu tun. Die modernen Lyriker lieben ein geistreiches, geschliffenes Wortspiel und bei mir spricht oft nur das gequälte Herz, aber ehrlich und ungeschminkt.»

Ahnte Hans seinen Todestag voraus? Claire Schröter jedenfalls berichtet, dass er in den letzten Wochen geschenkte Bücher weitergab und mit dem Datum versah: «21. Dezember 1946.» – Aus letzen Briefen: «Mein Lieber, seit Sonntag kann ich nur noch Tee und Spezialbier zu mir nehmen. Ist es nicht fast wie eine schalkhafte Ironie Gottes, dass ich nun, was ich einst im Übermass hinunterstürzte, in kleinen Schlücklein nehmen muss, um das Leben ein wenig zu fristen? ... Stimm also keinen düsteren Klagegesang an, wenn Dir mein Ableben mitgeteilt wird, mir ist es dann gut ergangen!» – Und die traurigste Nachricht an seinen Freund Josef Mäder: «Nun gibt's keine Rettung mehr... Grüss mir alle Bekannten. Ich kann nicht mehr überall hin schreiben... bin bald zu schwach, den Bleistift zu halten...» Hans hatte Adressen mit Namen von Freunden vorbereitet, die bei seinem Tod zu benachrichtigen seien. Und sogar angeordnet, wer beim Leidmahl neben wem zu sitzen habe.

Am 21. Dezember 1946 starb Hans Schröter. Er brauchte für ein erfülltes Leben vierzig Jahre, andere achtzig. Sein am Allerseelentag 1946 ver-

Wattwil, den 20. Dezember 1946

R. I. P.

Der Herr über Leben und Tod hat unseren lieben Sohn, Bruder, Schwager, Onkel und Neffen

Jean Schröter

nach längerem, mit vorbildlicher Geduld ertragenem Leiden, im 41. Altersjahr, zu sich gerufen. Gestärkt und getröstet durch die hl. Gnadenmittel, ging er ein zum ewigen Leben, zur ewigen Freude und zum ewigen Frieden.

Wir empfehlen den lieben Verstorbenen dem frommen Gebete und bitten um christliche Teilnahme.

In tiefer Trauer:

Frau Witwe J. Schröter-Lussy, Wattwil
Pia und Jos. Quinter-Schröter und Kinder, Wattwil
Emma Schröter, Wattwil
Gertrud und Heinr. Büsser-Schröter und Kinder, Schmerikon
Hedwig und Alb. Niedermann-Schröter und Kinder, Zürich
Klara Schröter, Zürich
und Anverwandte.

Die Beerdigung findet statt:
Montag, den 23. Dezember 1946, 9.15 Uhr in Wattwil.

Das Grab in Wattwil (heute aufgehoben).

fasstes Gedicht «Tritt an mein Grab» wurde an der Trauerfeier (23. Dezember 1946) von Dr. Karl Neff, einem Studienfreund, vorgelesen.

Tritt an mein Grab in scheuer Dämmerstunde,
wenn auf den Hügeln rings die Lichter blassen,
die Rosen duften in der Friedhofrunde
und friedlich ruhn des Dorfes laute Gassen.

Dann halte Zwiesprach mit dem Schläfer unten,
Du weisst es, heiss und stürmisch war sein Blut,
nicht fand er Frieden auf der Welt, der bunten,
ein Flecklein Erde nur, drin er nun ruht.

Sprich ein Gebet und kehr zurück ins volle
geschäftige und lärmende Getrieb:
Dein Freund starb früh, weil ohne
Heimatscholle
und ohne Herd und Lieb' sein Leben blieb!

Novembergrau und reife Frucht
«Denn deine Zeit ist erfüllt, Linde, und unsere Zeit hat keinen Sinn für Beschaulichkeit, Romantik und Lindenbaumpoesie. Unsere Zeit ist schmissiger Rhythmus, Rasse, Tempo, rasende Maschinen. Hetzt und jagt uns Menschen unerbittlich und macht uns zu ihren Sklaven. Und Träumer gehen an ihr zugrunde – wie Du!» («Einer Dorflinde zum Abschied und Andenken»)
Hans Schröter ist vierzig Jahre tot. Lebendige Gegenwart jedoch, was er zur umgehauenen Linde spricht. Gegenwart auch der schwere Schlüssel, mit dem mir Claire Schröter die Türe öffnet. Abschied vom «Dichter-Haus». – Ich gehe die Strasse hinunter. Links oben das neue Krankenhaus. In diesem Quartier hat Hans Schröter gelebt, als es noch keine Rumpfstrasse, Frohheimstrasse, Steiggasse, Steigring und Krankenhausstrasse gegeben hat. Seit der Einführung der Strassenbezeichnung und Häusernumerierung im Jahre 1960 ist das Gebiet «Steig» voller Buchstaben und Zahlen.
Der Dichter, der hier wohnte und starb, redete eine andere Sprache.

Sonniger Oktobertag
Der Tag ist wie von tiefstem Glanz erfüllt,
als wollte sich der Himmel voll verschenken,
bevor Novembergrau sein Blau verhüllt
und sich die winterlichen Schatten senken.

Noch steht der Baum, mit buntem Schmuck
belaubt,
an dem die prallen Früchte gütig reifen.
Bald werden kahl die Äste und beraubt
des Lichtes, trostlos in die Nebel greifen.

Drum geb' ich mich beglückt der Sonne dar
und diesen letzten, herbstlich warmen Tagen!
Denn auch der Baum wird wieder übers Jahr
Blatt, Blüte und die reifen Früchte tragen!
(1944)

Ist das nicht ein feines, wohlklingendes und kostbares Abc? Sein Geheimnis kennt freilich nur ein Dichter wie Hans Schröter.

Quellen
«Heimfahrt» – ein Vermächtnis von Hans Schröter
NZN-Verlag, Zürich (1948)
Unveröffentlichte Texte von Hans Schröter
«Titlisgrüsse», Heft Nr. 3 vom Juni 1947
Auskünfte: Kollegien Appenzell und Schwyz
Klosterschule Engelberg
Rektorat der Universität Zürich, Studentenabteilung
Strafanstalt Witzwil
Grundbuchamt Wattwil
Persönliche Erinnerungen von Herrn Dr. Josef Mäder, Luzern (der zuvorkommenderweise Briefe und Dokumente zur Verfügung stellte) und Herrn Kaplan Theodor Kappler, Menznau. Einblick in die Familiengeschichte Schröter gewährte mir freundlicherweise Fräulein Claire Schröter, Wattwil.